



Augsburger Universitätsreden 43

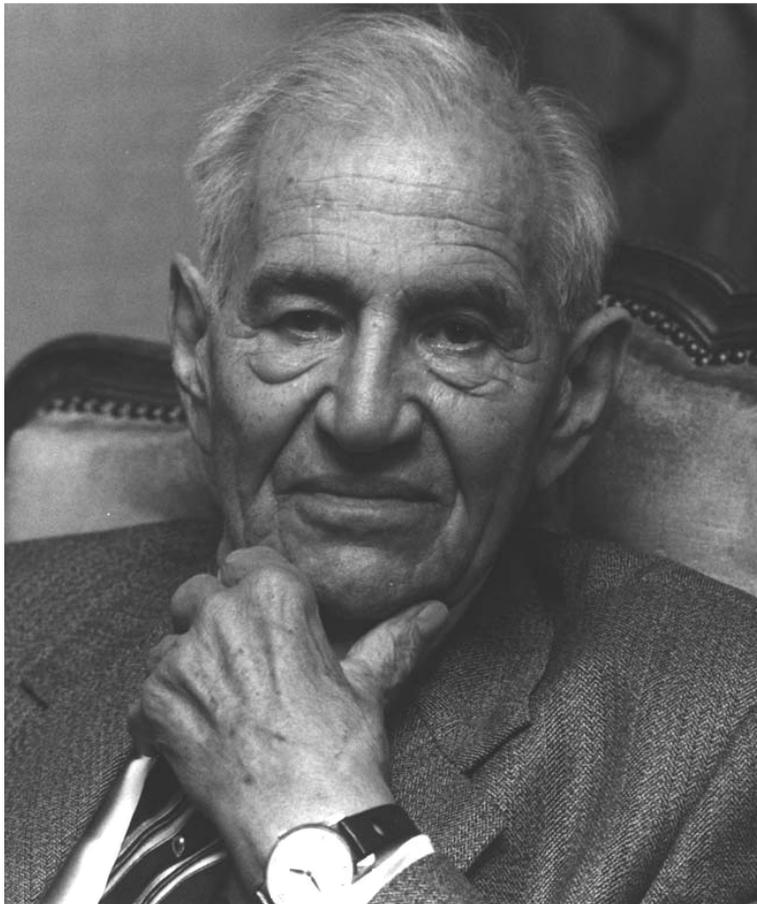
Helmut Koopmann

Die Dichter und das Wallis

Augsburger Universitätsreden 43

Herausgegeben vom Rektor der Universität Augsburg

ISSN 0939-7604



Helmut Koopmann

Die Dichter und das Wallis

Vortrag und Ansprachen
anlässlich einer Gedenkfeier
für Ehrensensator Kurt Bösch
(9. Juli 1907 - 15. Juli 2000)
am 10. Januar 2001
an der Universität Augsburg

Ehrensensator Kurt Bösch

Augsburg 2001

Inhalt

Grußwort	7
Prorektor Prof. Dr. Dr. h. c. (Osijek) Gunther Gottlieb	
Würdigung des Verstorbenen	9
Rektor Prof. Dr. Wilfried Bottke	
Die Dichter und das Wallis	16
Festvortrag von Prof. Dr. Dr. h. c. Helmut Koopmann	

Grußwort

Prof. Dr. Dr. h.c. (Osijek) Gunther Gottlieb
Prorektor der Universität Augsburg

Das Andante aus Franz Danzis Bläserquintett in g-Moll hat unsere Feierstunde eingeleitet. Musik regt immer zum Nachdenken an, ganz gleich, ob aus dem Nachdenken neue Kompositionen oder Dichtung oder, nur, Gedanken wie diese entstehen! Wir haben Musik gehört, welche uns zum Nachsinnen auffordert über den Menschen, dessen wir heute gedenken. In memoriam Kurt Bösch. Instrumentenspiel, Gesang und Worte dieses Abends klingen zu Ehren des großen Freundes und Förderers der Universität Augsburg. Die französische Schriftstellerin Marguerite Yourcenar lässt in ihrem historischen Roman über den römischen Kaiser Hadrian "Memoires d'Hadrian" den über sich selbst nachdenkenden Herrscher sagen: "Wer baut, wirkt mit der Erde zusammen; bauen heißt, einer Landschaft ein menschliches Siegel aufprägen, das sie für immer verändert [...]". Das Bild des bauenden, schaffenden und nachhaltig gestaltenden Mannes! Wir mögen diese Worte in ihrem wörtlichen Sinn auf Kurt Bösch übertragen - und wir treffen dabei sicher das Richtige; aber wir sind auch frei, geradezu aufgefordert, von diesen Worten ausgreifend, im Blick auf andere Arbeits- und Ideenfelder einen Bezug zu dem Verstorbenen herzustellen. Wir werden stets die kraftvolle Persönlichkeit erkennen.

Ich habe die Ehre, Sie im Namen der Universität Augsburg und insbesondere im Namen von deren Rektor, Professor Dr. Wilfried Bottke, zu begrüßen. Gäste, Repräsentanten des öffentlichen Lebens, engste Angehörige des Verstorbenen, Vertraute und Freunde des Toten sowie Mitglieder der Universität Augsburg sind vereint im Gedenken an den am 15. Juli des vergangenen Jahres verstorbenen Kurt Bösch.

Wir wollen mit allem, was wir spielen, singen und sprechen, Kurt Bösch ehren! Er war ein Freund der Musik und Literatur. Das herauszuheben und zu würdigen ist unsere Absicht, ebenso wie der Bezug zu der Landschaft, die Kurt Bösch Heimat geworden ist, das Wallis.

Ich danke dem collegium musicum der Universität Augsburg, dem Bläserquintett, das noch einmal spielen wird, und zwar nach der Würdigung des Verstorbenen die von Philip Catelinet bearbeitete Bachfuge Nr. 22 aus dem "Wohltemperierten Klavier", und dem Chor, der mit vier Volksliedern die Feierstunde beschließen wird.

Lassen Sie mich diese Begrüßung beenden mit einem am 11. oder 12. August 1924 auf ‚Schloss‘ Muzot oberhalb Sierre entstandenen Gedicht Rainer Maria Rilkes, das dem kleinen Zyklus "Nachthimmel und Sternenfall" entnommen ist:

*Der Himmel, groß, voll herrlicher Verhaltung,
ein Vorrat Raum, ein Übermaß von Welt.
Und wir, zu ferne für die Angestaltung,
zu nahe für die Abkehr hingestellt.*

*Da fällt ein Stern! Und unser Wunsch an ihn,
bestürzten Aufblicks, dringend angeschlossen:
Was ist begonnen, und was ist verflossen?
Was ist verschuldet? Und was ist verziehn?*

Würdigung

Prof. Dr. Wilfried Bottke
Rektor der Universität Augsburg

Die Universität Augsburg ehrt in dieser Gedenkfeier ihren Förderer und Freund, den Begründer zweier Stiftungen zugunsten der Universität Augsburg, Herrn Ehrensenator Kurt Bösch. Sechs Tage nach seinem 93. Geburtstag ist Kurt Bösch am 15. Juli vergangenen Jahres verstorben. Kurt Bösch und sein Lebenswerk waren und sind unik. Ihre Einzigartigkeit lässt sich mit den Wörtern 'kulturvolle Komplementarität' kennzeichnen. Kurt Bösch war ein ganzer Mann. Er gestaltete sein Leben. Er kannte seine Herkunft und gewann Zukunft herkunftssicher. Er liebte das Gute, Schöne und Wahre. Er paarte Sensitivität mit Sensibilität, Verstand mit Vernunft, Analytik mit Poetik, Herz mit Kopf. Er leistete seinen Anteil an unser aller Anstrengung, Welt wohlütig zu verwalten, in Wort und Tat. Das, was er tat, tat er mit Leidenschaft, also mit starken Beweggründen, die ihn, sein Wollen und Wirken über Widerstände hinwegsetzen halfen. Er gab dem Wort Unternehmer seine ehrende Deckung durch unternehmerisches Tun. Er wusste bei seinem Tun davon, dass das, was einem Eigner Eigenes ist, erst durch wohlütige Verwaltung zu rechtem Eigentum wird. Er machte sich das Wohlergehen anderer zu seiner Sache. Er erwarb und verwaltete sein Eigentum für gemeine Wohlfahrt. Er war ein gemeinwohltätiger Unternehmer. Er war es insbesondere für diese Universität und zwei Regionen, für das Wallis und Bayerisch-Schwaben. Er wurde dieser Universität zu ihrem Mäzen. Er half ihren Wissenschaften und denen, die an ihr Bildung und Wissen zu mehren suchen. Er tat das Seine und machte das Seinige zu dem Unsrigen. Er schlug Brücken zwischen Deutschland und der Schweiz. Er war Schweizer Staatsbürger, zugleich war Augsburg seine Geburts- und Heimatsstadt. Aufgrund seiner Herkunft und seiner Biographie fühlte er sich dem Wallis und der Region Bayerisch-Schwaben gleichermaßen

eng verbunden. Er besaß, nach seinen eigenen Worten, ein Vaterland - nämlich die Schweiz -, aber eine doppelte Heimat - Schwaben und das Wallis. Er bildete solche Zweiheit als Mäzen und als Liebhaber der Künste ab. Die wertvollen Sammlungen, die er zusammengetragen und aufgebaut hat, umfassen neben Gemälden vor allem alte und neue Graphik, Skulpturen und bibliophile Kostbarkeiten. Leihgaben aus seinem Besitz finden sich u.a. in den Städtischen Kunstsammlungen. In den Stiftungen und den Sammlungen, die er hinterlassen hat, sind die Erfahrungen eines Bürgers und Europäers zu dauerhafter Gestalt geronnen und der Allgemeinheit zugänglich gemacht.

Die Lebensspanne von Kurt Bösch umfasst nahezu das gesamte zwanzigste Jahrhundert. Am 9. Juli 1907 wurde Kurt Bösch in Augsburg als Sohn des Architekten Gottfried Bösch und seiner Frau Clara geboren. Beide Elternteile waren aus der Schweiz gebürtig, die Mutter aus Winterthur im Kanton Zürich, der Vater aus Ebnat, Toggenburg, im Kanton St. Gallen. Der Vater hat u. a. die der Universität benachbarte Hochfeldsiedlung geschaffen. Kurt Bösch verbrachte die ersten sieben Jahre seiner Kindheit in Augsburg. Während des ersten Weltkriegs lebte er bei seinem Großvater in der Schweiz. Mit dem Ende des Kriegs und des Kaiserreichs kehrte Kurt Bösch nach Augsburg zurück. Später, nach Absolvierung des Realgymnasiums in Augsburg, nahm er, bereits in der Weimarer Republik, das Studium der Architektur in München auf. Zugleich studierte er an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich.

1933, im Jahr der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten, verließ Kurt Bösch Deutschland. Er siedelte nach Zürich über. In der Schweiz begann Kurt Bösch seine Laufbahn als Unternehmer. Er meisterte sie, obschon er nach seinem eigenen Bekunden auf sie durch seine bisherigen Neigungen und seinen Lebenskreis - Künstler, Schriftsteller, Architekten - wenig vorbereitet war. Er selbst verglich sein 'learning by doing' mit dem Sprung ins eiskalte Wasser. Nach seiner Heirat mit Lilly Brunner - der Ehe entstammt die Tochter Edith Andermatt-Bösch und der Sohn Tho-

mas Bösch - gründete er 1943, an der Seite seines Bruders, das "Ingenieurbüro Kurt und Dr. Walter Bösch". Noch im selben Jahr übernahm er, zusammen mit seiner Ehefrau Lilly, unter dem Namen Bösch&Co die Generalvertretungen mehrerer deutscher Firmen für die Schweiz. Seine Verbundenheit mit dem Wallis geht auf die Jahre 1939 bis 1945 zurück. Er diente während dieser Zeit als Oberleutnant der Schweizer Gebirgsartillerie in Sion. Früh machte er sich das Wallis durch den Erwerb der heutigen Domaine Bösch an den Hängen des Rhonetals zur zweiten Heimat. Kurt Bösch war berührt von dieser Region. Sie ging ihn an. Ihrer zugleich lieblichen und hochalpinen Landschaft sowie ihrer Kultur, in der romanische, deutsche und mediterrane Elemente und Einflüsse verschmelzen, bewahrte er lebenslang eine tiefe Sympathie.

Doch das Band zu seiner schwäbischen Geburts- und Heimatstadt blieb. Bald nach dem zweiten Weltkrieg verlagerte Kurt Bösch seinen Lebensmittelpunkt wieder zurück nach Augsburg. 1952 kaufte er die Aktien der mittelständischen Maschinenbaufabrik Alpine AG auf, für die er vorher bereits die Generalvertretung in der Schweiz innegehabt hatte. In den zwanzig Jahren, in denen er Leiter und Eigentümer der Alpine AG war, führte er die Firma mit großem Geschick und Weitblick. Er machte sie zu einem florierenden und weltweit anerkannten Unternehmen. Als er sich im Jahr 1972 mit 65 Jahren aus der aktiven Leitung der Geschäfte weitgehend zurückzog, war die Alpine AG auf dem Gebiet der mechanischen Verfahrenstechnik zu den Weltmarktführern aufgerückt.

Kurt Bösch war eine hervorragende und dies heißt auch: sozial engagierte Unternehmerpersönlichkeit. Ihm war zeit seines Lebens bewusst, dass Markt und Unternehmertum sich nicht durch die Macht der Starken legitimieren. Eigener, will sagen: betriebs-eignerischer, Erfolg war ihm zwar notwendig, aber nicht hinreichend. Die soziale Verantwortung, die sich aus der Erzielung unternehmerischer Gewinne ergibt, und die daraus entspringende solidarische Fürsorgepflicht gegenüber seinen Mitarbeitern hat er stets so ernst und wichtig genommen, wie er andererseits die Spielregeln des Wettbewerbs virtuos beherrschte. Für seine Mit-

arbeiter hat er soziale Einrichtungen geschaffen, die seinen Betrieb früh zu einem Vorbild aufgeschlossener Unternehmenspolitik in der Bundesrepublik machten. Seine Auffassung von den Zielen und Prioritäten unternehmerischer Tätigkeit fasste Kurt Bösch mit folgenden Worten zusammen:

"Ein Unternehmer ist heute mehr denn je mit dem Begriff der unternehmerischen Freiheit, ebenso mit der Freiheit seiner Mitarbeiter konfrontiert. Das Unternehmen als Dienstleistungsgemeinschaft ist auf die Herstellung eines ständigen Gleichgewichts zwischen Rechten und Pflichten unter seinen Mitarbeitern angewiesen, d. h. Anspruch und gleichzeitig Verantwortung. Beide Begriffe in Übereinstimmung zu bringen, dieses gemeinsame Wirken führt zum Gemeinwohl."

Auch nach seinem Ausscheiden aus dem Alpine-Vorstand blieb Kurt Bösch Unternehmer und unternehmerischer Mensch. Kurt Bösch war neugierig. Ohne stets neue Projekte, die es mit Sozialgewinn zu initiieren und voranzutreiben galt, war Kurt Bösch nicht Kurt Bösch. Bereits in den Nachkriegsjahren unterstützte er Künstler und Schriftsteller, ohne dass sein Mäzenatentum damals schon öffentlich wurde. Nunmehr war er dazu frei, sein bürgerschaftliches Engagement zu entfalten und das Vermögen, das er sich durch seinen wirtschaftlichen Erfolg erarbeitet hatte, zum Vorteil und Nutzen der Allgemeinheit zu verwenden.

Am 23. Januar 1986 überreichte Kurt Bösch dem damaligen Präsidenten der Universität Augsburg, Herrn Prof. Dr. Josef Becker, die Stiftungsurkunde der "Kurt-Bösch-Stiftung mit Sitz in Sitten im Wallis zur Förderung des wissenschaftlichen, kulturellen und sprachlichen Austausches zwischen dem Wallis und der Universität Augsburg". Was für Kurt Bösch immer zusammengehörte, Augsburg und das Wallis, erhielt so eine sichtbare und gleichsam verallgemeinerte Fassung. Er wollte mit seiner ersten Stiftung in Zusammenarbeit mit der Universität Augsburg die Begegnung und den Austausch zwischen "Welsch und Deutsch" im Wallis fördern. Er gab, seinem Herkommen getreu, Stiftungszwecke vor,

die den Gedanken der Wissenschaftspflege mit dem Leitmotiv verbinden, Deutschland und die Schweiz enger zusammenzuführen. Er brachte in seine Stiftung außer erheblichem Kapital drei Häuser ein. Diese sind in unmittelbarer Nähe der Walliser Kantonshauptstadt am Nordhang des Rhonetals gelegen. Sie bieten für zwanzig Personen Wohn- und Arbeitsräume. Kurt Bösch wollte, dass junge Menschen hier das Leben in Gemeinschaft leben lernen.

Seit 1986 nahmen rund 6000 Gästen in den Häusern der Bösch-Stiftung an verschiedensten Veranstaltungen teil: Neben Studierenden und Wissenschaftler(inne)n aus Augsburg und der Schweiz auch hochqualifizierte Gymnasiast(inn)en aus dem Wallis und Bayerisch-Schwaben. Diese Universitätsseminare vertiefen die Kontakte zwischen Schule und Hochschule. Sie festigten auch auf der Ebene des Schüleraustausches die Beziehungen Augsburgs und Schwabens zum Kanton Wallis.

Den Unterhalt der Stiftungshäuser bestritt Kurt Bösch zunächst aus seinem Vermögen, ehe diese Aufgabe im Rahmen einer weiteren Bösch-Stiftung - dem ebenfalls in Sitten angesiedelten "Institut Universitaire Kurt Bösch" - übertragen wurde. Neben zahlreichen schweizerischen und jeweils zwei französischen und italienischen Hochschulen ist die Universität Augsburg die einzige deutsche Partnerhochschule des IUKB.

Am 7. März 1986 errichtete Kurt Bösch eine zweite Stiftung, die "Kurt-Bösch-Stiftung zugunsten der Universität Augsburg" mit Sitz in Augsburg. Sie hat ein beträchtliches Grundstockvermögen in Kapital, Kunstwerken und Immobilien. Zweck dieser Stiftung ist die "Unterstützung der Pflege der Wissenschaft an der Universität Augsburg in Forschung, Lehre und Studium, insbesondere durch die Förderung der internationalen Beziehungen der Universität". Entsprechend den Stifterintentionen sollen dabei im Vordergrund "wissenschaftliche, kulturelle und sprachliche Kontakte zwischen Mitgliedern der Universität Augsburg und französischsprachigen Schweizer Studierenden stehen, vor allem mit solchen, die im Kanton Wallis beheimatet sind oder dort ihren Wohnsitz haben."

Die vom Stifter zur Verfügung gestellten Kunstwerke schmückten unter anderem den Senatssaal und das Dienstzimmer des Rektors. Die Erträge des Grundstockkapitals und mehrfache zweckbestimmte Zustiftungen von Kurt Bösch dienten bislang unter anderem der Förderung von Publikationen, der Dotierung von Stipendien für Auslandsaufenthalte, der Bezuschussung der "Augsburger Universitätsseminare" für Gymnasiastinnen und Gymnasiasten in der Walliser "Kurt-Bösch-Stiftung", dem Ersatz der Gebühren für Walliser Teilnehmer an den Sommerkursen der Augsburger Universität, sowie der Veranstaltung von Ringvorlesungen und Gastvorträgen. Von den drei in Nachbarorten von Augsburg gelegenen Häusern, die Kurt Bösch der Stiftung übereignete, bot eines Unterkunft für ausländische Gäste der Universität, vor allem für Gastprofessoren und ihre Familien.

Bei allem, was Kurt Bösch für die Universität Augsburg tat, war Kurt Bösch von vornehmer Zurückhaltung. Seine Bescheidenheit verbot ihm, das, was er überreich der Universität Augsburg an Gutem tat, in Erwartung öffentlichen Lobes zu tun. Kurt Bösch duldet öffentlichen Dank der Universität Augsburg nur allzu selten. Der Satz: "Tue Gutes und rede darüber" war nicht der seine. Er hielt es mit dem Wahlspruch: "Wer verborgen lebt, lebt glücklicher". Wenn Kurt Bösch öffentlichen Dank entgegennahm, dann nur, weil er hoffte, sein Tun möge als Beispiel dienen. Die Ehrensensorenwürde der Universität im Jahr 1989 war nur ein kleines Zeichen der Dankbarkeit, die die Universität Augsburg für einen Mann empfindet, der sich wie kaum ein anderer ihrem Wohl verpflichtet fühlte. Die Universität Augsburg ehrte und ehrt Kurt Bösch als einen ihr außergewöhnlich zugetanen Mann und als einen citizen. Er nahm den Grundsatz, Eigentum verpflichte, in seinen Willen auf. Er belegte seinen Willen durch Taten. Dies bezeugen auch die hohen Auszeichnungen, die Kurt Bösch gegen Ende seines Lebens zuteil geworden sind. Kurt Bösch erhielt 1990 den Bayerischen Verdienstorden. Er war seit 1999 Träger des Verdienstkreuzes 1. Klasse des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland.

Zu seinem 80. Geburtstag durfte die Universität ihrem Mäzen Kurt Bösch den aus einer gleichnamigen Vortragsreihe hervorgegangenen Sammelband über "Mäzenatentum in Geschichte und Gegenwart" widmen. Zu seinem 85. Geburtstag dezidierte die Universität Augsburg dem Bücherfreund Kurt Bösch ein Buch über Bücher. Es erschließt die Dramenliteratur der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aus der Oettingen-Wallersteinschen Fürstenbibliothek. Es hat den programmatischen Titel "Der bessere Bürger". Kurt Bösch erwies sich Zeit seines Lebens als dieser "bessere Bürger."

Der, dessen wir heute feierlich gedenken, war der unermüdliche Förderer und großzügige Gönner der Universität Augsburg.

Alle, die der Universität Augsburg angehören, schulden Kurt Bösch Dank. Wir werden ihn in ehrenvoller Erinnerung behalten.

Die Dichter und das Wallis

Prof. Dr. Dr. h.c. Helmut Koopmann

Das Wallis sei sehr arm, so lesen wir in Berichten durch Jahrhunderte hindurch, und was wir über die Lebensbedingungen der Bewohner des "wunderschönen Wallistal", so Goethe 1779, zu hören bekommen, ist bedrückend. "Arme Teufel an ihren Klippen und Felsen", hat er die Menschen im Wallis genannt, und seine Beschreibungen der Städte und Städtchen sind alles andere als einladend. So heißt es stellvertretend über "die garstige Stadt Leuk": "Es sind diese Städtchen meist an die Berge angeflickt, die Dächer mit groben gerissnen Schindeln unzierlich gedeckt, die durch die Jahrszeit ganz schwarz gefault und vermoost sind. Wie man auch nur hinein tritt, so ekelt's einem, denn es ist überall unsauber". Auch an anderen Städten lässt Goethe kein gutes Wort: "Doch unterbricht die Hässlichkeit der Städte und der Menschen die angenehmen Empfindungen, welche die Landschaft erregt, gar sehr. Die scheußlichen Kröpfe haben mich ganz und gar üblen Humors gemacht. [...] Hier in Sion ist das Wirtshaus abscheulich, und die Stadt hat ein widriges, schwarzes Ansehn". "Pfui, wie sieht so ein Menschenwerk und so ein schlechtes notgedrungenes Menschenwerk" schrieb er auch, "so ein schwarzes Städtchen, so ein Schindel- und Steinhäufen, mitten in der großen herrlichen Natur aus! große Kiesel- und andere Steine auf den Dächern, dass ja der Sturm ihnen die traurige Decke nicht vom Kopfe wegführe, und den Schmutz, den Mist! und stauende Wahnsinnige! - Wo man den Menschen nur wieder begegnet, möchte man von ihnen und ihren kümmerlichen Werken gleich davon fliehen".

150 Jahre später las es sich nicht sehr viel anders. "Was uns beim diesmaligen näheren Umsehen erschreckt hat, ist die extreme Armut der Bevölkerung, wo die Dörfer im Steinigen und Ariden liegen, macht sie sich besonders auffällig, da wohnen die Leute verkrochen in fast fensterlosen uralten Masuren, ohne Licht, - über-

all alte verfallene Adelshäuser [...]. In der Gegend von Muzot ist alles ein wenig frischer und fröhlicher, aber gleich darüber hinaus, das alte Dorf Miège, ist wieder ein Schutthaufen von Elend". So Rilke 1920.

Das Wallis in seiner Wirklichkeit. So muss es tatsächlich wohl lange ausgesehen haben, und wenn wir den Berichten glauben wollen, so haben sich bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges geradezu mittelalterliche Lebensformen gehalten. Das Mittelalterliche war auch außerhalb der Städte überall sichtbar: hölzerne Bewässerungskanäle gab es noch, Schwemmland, das sich nach den riesigen Flutwellen der Rhône und der zufließenden Bäche stets neu bildete; da waren die Maultiere, die schon zu Goethes Zeiten den Transport der Lasten geleistet hatten, gab es nur Sense und Sichel, um das Gras zu mähen, machten immer wieder Überschwemmungen und zerstörte Brücken oft meilenweite Umwege erforderlich, um weiterzukommen. So war es immer schon gewesen. Aber vor allem nistete das Mittelalter in den Gemäuern und unter den mit dunklen Granitplatten abgedeckten Häusern.

Was hat Goethe die kleinen Städtchen und Dörfer in so düsteren Farben erscheinen lassen? Sie begegnen uns heute ja eher als Relikte einer besseren, längst vergangenen Zeit - die Altstädte von Sion und Sierre, der alte Teil von Raron. Doch Goethe sieht das Wallis mit den Augen einer kritischen Gegenwart, und seine Philosophie lautet, auf eine kurze Formel gebracht: die Natur ist gut, die Zeugnisse der menschlichen Zivilisation sind von zweifelhafter Qualität. Dahinter wird ein alter Gegensatz sichtbar, der nicht erst seit der Romantik so etwas wie eine sentimentalische Sehweise der Welt ist: Stadt und Land stehen sich gegenüber, die Großartigkeit der Natur und die Fragwürdigkeit der zivilisatorischen Eingriffe, und wenn später, im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts, ein politischer Akzent hinzukommt, so heißt es noch radikaler: Krieg den Palästen, Friede den Hütten. Goethes Wallis-Beschreibung ist das Zeugnis einer hochzivilisierten Spätzeit, die die Natur als etwas Originäres, Frühzeitliches, geradezu als irdischen Abglanz des Paradieses anbetete und alles von Menschen Hinzugefügte als höchst entbehrliche Zutat betrachtete. Auch aus Goethes Reisebericht spricht dieses Verlangen nach Ursprüng-

lichkeit; selbst die entbehrungsreichsten Gebirgswanderungen sind noch Versuche, an der unverdorbenen Natur teilzuhaben. Der Dichter, so hatte Schiller ungefähr zur gleichen Zeit gesagt, sei entweder Natur oder suche sie, und Goethes Wallis-Beschreibungen sind Zeugnisse seiner Suche nach der Natur, die er im Wallis tatsächlich gefunden und wirklich erlebt hat.

Aber hat er das wirklich? Oder hat er, nach Literatenart, etwas erlebt, das er gar nicht sehr viel anders erleben konnte, weil andere vor ihm das schon so erfahren hatten, wie er es dann auch erfuhr, lebte und erlebte er also im Klischee? Da wir ja wissen, wie sehr wir alle in und nach Mustern sehen und handeln und das oft "Erfahrung" nennen, so wissen wir auch, dass dichterische Beschreibungen zuweilen besonders gut geraten, wenn die Verfasser sich der Augen eines Vorgängers bedienen. Als Werther eine nordische Landschaft erlebt, tut er das auf den Spuren und mit den Worten Ossians, jenes fabelhaften Legendendichters, der mit seinen Gesängen gewissermaßen das Raster schuf, die Koordinaten des Sehens-Könnens bestimmte, und dass es jenen fabelhaften Ossian überhaupt niemals gegeben hatte, sondern dass der ein Werk und eine Erfindung eines damaligen Zeitgenossen, James Macpherson war, mindert nicht diese Erlebnisfähigkeit, die er erschlossen hat, sondern bestätigt eigentlich nur, wie sehr dieses Sehens-Können eine poetische Fähigkeit ist, die durchaus nicht immer die Wirklichkeit braucht, um sich bestätigen zu können, sondern die produktiv wird, wenn sie das Raster, das Klischee, die Koordinaten des Sehens nutzt und neu imaginiert. Und Goethe liefert uns mit seinen Beschreibungen des Wallis ein nur zu überzeugendes Beispiel. Denn er sieht das Ganze zunächst einmal nur mit den Augen Werthers: seine *Briefe aus der Schweiz* sollten ursprünglich sogar als Reisebriefe Werthers aus der Zeit vor der Begegnung mit Lotte erscheinen. Als er 1796 mit der Arbeit an den Briefen begann, schrieb er: "Fing an zu diktieren an Werthers Reise". Goethe versetzt sich also in die Rolle einer von ihm selbstgeschaffenen Figur, er erlebt das Wallis, wie Werther es erlebt haben würde. Aber außer seinem eigenen Werk hat er im Reisegepäck noch mehr. Zum einen ist das Albrecht von Hallers Lehrgedicht *Die Alpen*. Das kannte zu Goethes Zeiten jeder. Jene Reise ins Hochgebirge, fünfzig Jahre vor Goethes Schweizer Rei-

se von 1779 unternommen, war schon für Haller eine Reise in eine unschuldige Natur, in der schlichte Äpler zuhause waren, und das waren bessere Menschen als die Stadtleute. Bereits dort also der Kontrast von gutem Land und verderbter Stadt, von unverdorbenen ländlicher Bukolik, geschildert nach Art Theokrits, und einer fragwürdigen Zivilisation. Diese Gebirgsschilderung Hallers galt im 18. Jahrhundert als Vorbild einer Landschaftsdarstellung; Lessing hat sie in seinem *Laokoon* ausdrücklich als ein "Meisterstück in seiner Art" gerühmt.

Doch Goethe hat offenbar noch etwas Drittes genutzt, das ihn das Wallis so erleben ließ, wie er es dann tatsächlich in seinen Briefen aus der Schweiz geschildert hat. Es ist der berühmte 23. Brief aus Rousseaus *Julie ou la nouvelle Héloïse* von 1761: in ihm berichtet St. Preux seiner Geliebten von einer Reise ins Wallis. St. Preux reist von Meillerie an der Südseite des Genfer Sees, nicht sehr weit vom Wallis entfernt, also in das berühmte Tal, und schon im 15. Brief schreibt ihm Julie, dass er jetzt, im Herbst, die Reise noch unternehmen könne, während sechs Wochen später die Fahrt in ein so rauhes Land unmöglich sei. Und wie später Goethe reist St. Preux (oder sollen wir sagen: wie St. Preux reist fünfzig Jahre danach Goethe?) also ins Wallis. Zu dieser Jahreszeit sind die Spitzen der Berge bereits reichlich weiß. Was sieht St. Preux im Wallis? Es seien "seltsame Gegenden", so schreibt er an Julie, und er hat sehr genau beobachtet: "Bald hingen unermessliche Felsen in Trümmern über meinem Haupt; bald umströmten mich hohe, rauschende Wassergüsse mit ihrem Nebel; bald öffnete eine immerwährende Flut zu meiner Seite einen Abgrund, dessen Tiefe das Auge sich nicht zu erforschen getraute. Zuweilen verlor ich mich in eines dichten Waldes Dunkelheit; zuweilen, wenn ich aus einem Schlunde herauskam, erquickte auf einmal meinen Blick eine angenehme Wiese. Eine erstaunliche Vermischung von wilder und bebauter Natur zeigte überall der Menschen Hand, wohin man nicht geglaubt hätte, dass sie jemals gedungen wäre; auf der Seite einer Höhle fand man Häuser; wo man nichts als Brombeeren gesucht hätte, da sah man dürre Weinreben, auf abgerutschtem Erdboden Weinberge, auf den Felsen die trefflichsten Früchte und in Abgründen Felder".

St. Preux sieht noch mehr. Er sieht, dass das Wallis alles enthält, die Natur gleichsam im Widerspruch mit sich selbst vorhanden scheint: "gegen Morgen des Frühlings Blumen, gegen Mittag des Herbstes Früchte, gegen Norden des Winters Eis; alle Jahreszeiten vereinigte sie im selben Augenblicke, alle Landesarten an einem Ort, entgegengesetzte Erdstriche auf einem Boden [...]. Fügen Sie", schreibt er seiner Geliebten, "zu all diesem noch die optischen Blendwerke, die auf verschiedene Art erleuchteten Spitzen der Berge, das Licht und Dunkel der Sonne und des Schattens und alle morgens und abends daraus entstehenden Veränderungen des Lichtes, so werden Sie eine Vorstellung von den fortlaufenden Szenen haben, die meine Bewunderung unaufhörlich auf sich zogen und mir auf einer wirklichen Bühne dargestellt zu sein schienen; denn der Berge senkrechte Ansicht rührt die Augen auf einmal und weit stärker als Aussicht auf Ebenen, die man nur seitwärts von fern sieht, und wo jeder Gegenstand uns einen andern verbirgt".

St. Preux kommt auf seiner Fahrt schnell voran. Lesen wir weiter, so erfahren wir, dass er, dass Rousseau nicht nur eine fremde Landschaft entdeckt, sondern eine Art Seelenreise angetreten hat, dass diese Reise eine Läuterung bedeutet, eine Reinigung bewirkt. So ähnlich hatte Petrarca 450 Jahre zuvor den Aufstieg auf den Mont Ventoux erlebt - was Rousseau natürlich weiß und hier, bei St. Preux, rekapituliert. Auch dieser Wanderer bemerkt eine Veränderung in seiner Gemütsverfassung und die Rückkehr "jenes innren, so lange verlornen Friedens". Da, wo die Luft rein und dünn ist, sei mehr Freiheit zu atmen, meint St. Preux, mehr Leichtigkeit im Körper, "mehr Heiterkeit im Geiste", und: "Es scheint, als schwänge man sich über der Menschen Aufenthalt hinauf und ließe darin alle niedrigen und irdischen Gesinnungen zurück, als nähme die Seele, je mehr man sich den ätherischen Gegenden nähert, etwas von ihrer unveränderlichen Reinheit an. Man ist da ernsthaft ohne Schwermut, ruhig ohne Unempfindlichkeit, zufrieden, dass man ist und denkt". Das ist Petrarca's sich läuternde Selbsterfahrung, seiner Expansion des Ich nachgebildet: auch Rousseau geht schon in Spuren.

Was sieht Rousseau noch? St. Preux rühmt das Oberwallis, und was er dort in den kleinen Bergdörfern erlebt, ist überwältigend für ihn: "Uneigennützig Menschenliebe, [...] gastfreier Eifer für alle Fremden". Die Bewohner bieten noch größere Annehmlichkeiten als die Landschaft, und St. Preux macht die außerordentlichsten Erfahrungen: in den kleinen Dörfern eilt jeder, ihm sein Haus anzubieten, und wenn er dafür bezahlen will, so schlägt der Wirt das Angebot aus. Es ist ausdrücklich das obere Tal, wo er "die bloße Liebe der Gastfreundschaft" erfährt - sehr im Unterschied zu den Sitten des Unterwallis, wo man, so hat er auch zu berichten, "auf der Straße nach Italien, die Reisenden ziemlich ungerecht ausnimmt, und nur schwer konnte ich so unterschiedliche Gewohnheiten in ebendemselben Volke miteinander zusammenreimen". Ein Walliser erklärt es ihm: im Tal seien die Durchreisenden Fremden Kaufleute, die bloß an ihren Handel und Gewinn dächten - es sei also billig, dass sie von ihren Vorteilen etwas abträten. Aber im Gebirge sind die Reisenden uneigennützig Besucher, und so werden sie denn freundschaftlich als Gäste aufgenommen. Mehr als das: St. Preux begegnet dort freien, ungewungenen Menschen, und die Familie dort oben ist "das Bild des Staats". Und dann beschreibt er noch die Gastsitten der Walliser, die Kleidung der Walliserinnen und verspricht, seiner geliebten Julie "eine vollständige Kleidung nach wallisischer Mode" mitzubringen.

Wie genau hat Rousseau, wie genau hat St. Preux beobachtet? Was er über die Wallis-Bewohner schreibt, scheint authentisch zu sein: Rousseau ist 1744 und 1754 im Wallis gewesen. So kannte er das Hochgebirge, war früher auf der Heimkehr von Venedig, 1744, schon über den Simplon gekommen, wie er das in seinen *Bekanntnissen* beschrieben hat. Doch war das Unterwallis wirklich so schlimm? Nun, Rousseau hat sich offensichtlich korrigierend mit einem Lexikonartikel in Diderot-d'Alemberts *Encyclopédie* auseinandergesetzt; es ist der von d'Alembert verfasste Beitrag "Crétins", in dem es heißt, dass die im Wallis Geborenen und ganz besonders die Leute aus Sion imbezile, Ideen völlig verschlossene, unerzogene Menschen, mit einem Wort Cretins seien, Einfaltspinsel und Blödiane, taub, stumm, fast unempfindlich gegen Schläge, mit Kröpfen bis zum Gürtel. Sie geben sich Sinnen-

freuden aller Art hin, und ihre Dummheit hindert sie daran, darin etwas Böses zu sehen. Dagegen hat er offenbar angeschrieben, deswegen von den Leuten im Oberwallis ein so idealisiertes Bild entworfen und das finstere Bild von den Unterwallisern etwas aufgehellt. Aber der alte Gegensatz bleibt: die guten Menschen hoch oben in den Dörfern, die schlechten in der Stadt: ein literarisches Klischee, das, um wieder zu Goethe zurückzukehren, von diesem angenommen und weiter ausgebaut wird.

Wie reist Goethe, was sieht er? Goethe ist offensichtlich auf den Spuren Rousseaus und undeutlich-entfernt sogar auf den Spuren Petrarcas durch das Wallis gereist. Es gibt eine Bemerkung von ihm, die zeigt, wie tief der Einfluss Rousseaus auf Goethe gewesen ist; er schrieb schon aus dem neben Montreux gelegenen Clarens: "Ich konnte mich der Tränen nicht enthalten, wenn ich nach Meillerie hinübersahe und den Dent de Chamont und die ganzen Plätze vor mir hatte, die der ewig einsame Rousseau mit empfindsamem Wesen bevölkerte". An einigen Stellen seines Reiseberichtes gibt Goethe auch noch auf andere Weise zu erkennen, dass er auf den Spuren Rousseaus gewesen ist. Das eine ist die Anwesenheit imaginärer Freunde, denen Goethe berichtet - erst das derart gemeinsam Erlebte macht die Erfahrung der Landschaft und der Menschen für ihn wichtig. Es ist dieser kommunikative Zug an Goethe, den wir auch in anderen Reiseberichten, nicht zuletzt in seiner *Italienischen Reise*, beobachten können. Er erlebt die Landschaft, indem er das Gesehene mitteilt, und so ist er eigentlich auch in der größten Einsamkeit der Berge nie allein. Das ist, wenn man so will, nichts anderes als angewandter Rousseau, denn jener 23. Brief aus *Julie ou la nouvelle Héloïse* ist ähnlich orientiert; St. Preux schreibt: "Genieße ich Vergnügen, so kann ich es nicht allein genießen, sondern um es mit Ihnen zu teilen, rufe ich Sie dahin, wo ich bin. Das ist mir während dieser ganzen Wanderung begegnet, wo ich, durch der Gegenstände Verschiedenheit ohne Unterlass in mich selbst zurückgerufen, Sie überall mit mir führte. Ich tat keinen Schritt, den wir nicht miteinander taten. Ich bewunderte keine Aussicht, ohne sie zugleich Ihnen zu zeigen. Alle Bäume, die ich antraf, beschatteten Sie; jeder Rasen diente Ihnen zum Sitze. [...] Musste ich durch einen Bach setzen, so wagte ich's, eine so süße Last in meine Arme zu

fassen; langsam und vergnügt ging ich durch den Bach und sah ungerne die Landstraße, an die ich nun kommen sollte. In diesem ruhigen Aufenthalte rief alles mich zu Ihnen zurück; der Natur rührende Reize, der Luft unveränderliche Reinheit, der Einwohner ungekünstelte Sitten, ihre immer gleiche, untrügliche Weisheit". So weit geht die Liebe Goethes zu Charlotte von Stein, der er aus dem Wallis schreibt, nicht, obwohl er ihr bei anderen Gelegenheiten ähnliches sagt.

Aber Rousseau sitzt noch tiefer. Der Widerspruch zwischen den Sitten des Unterwallis, wo die Reisenden ziemlich unverblümt ausgenommen werden, und des Oberwallis, wo uneigennützig Menschenliebe und gastfreier Eifer regieren, ist eklatant - auch das wiederholt sich bei Goethe. Denn da sind die schlimmen, schmutzigen und abstoßenden Ortschaften; Goethe spricht, wie wir gehört haben, von der "Hässlichkeit der Städte" und der Menschen, aber das sind die Stadtmenschen, nicht die Älpler; diese sind für Goethe "privilegierte und freie Bewohner", und er hat ausdrücklich hinzugesetzt: "je weiter man von der Landstraße und dem größern Gewerbe der Menschen abkommt, je mehr in den Gebirgen die Menschen beschränkt, abgeschnitten und auf die allerersten Bedürfnisse des Lebens zurückgewiesen sind, je mehr sie sich von einem einfachen, langsamen, unveränderlichen Erwerbe nähren; desto besser, willfähriger, freundlicher, uneigennütziger, gastfreier bei ihrer Armut hab' ich sie gefunden". Das ist Rousseaus Lehre vom guten und einfachen Leben in der Natur, ist "das Gemälde eines glücklichen und natürlichen Volkes": ein Zivilisationsklischee, ein Wahrnehmungsraster, dem 18. Jahrhundert nur zu vertraut und vielleicht vom Leser sogar erwartet. Es ist die Bestätigung jener spätzeitlichen Doktrin, dass die Gegenwart und die Zivilisation insbesondere verderbt seien, die Natur hingegen etwas Ursprüngliches bewahre. Goethe fand sie bestätigt auf seinem Weg durch das Wallis. Es sind Idyllen im Hochgebirge, die er erlebt - nicht ganz ohne Blick für die Armut der Bewohner. Ja, sie sind arme Teufel, aber sie sind frei - und erfüllen damit eine Idealvorstellung Rousseaus.

Doch bei aller Vorprägung durch Rousseau, durch Haller und selbst durch Petrarca: was hat Goethe wirklich selbst gesehen,

neu erfahren, anders erlebt? Er sah bei aller Spurengängerei mehr, als Rousseau sah. Das beginnt schon beim ersten Blick aufs Wallis. Goethe kommt von Chamonix herüber, also von Savoyen, und die Reise ist von guten Vorzeichen begleitet: der Weg geht über den Col de Balme, der das Wallis begrenzt, und während er noch rasch einige Notizen hinschreibt, geschieht, so lesen wir, "an dem Himmel eine herrliche Erscheinung: Die Nebel, die sich bewegen und sich an einigen Orten brechen, lassen wie durch Tagelöcher den blauen Himmel sehen und zugleich die Gipfel der Berge, die oben, über unsrer Dunstdecke, von der Morgensonne beschienen werden. Auch ohne die Hoffnung eines schönen Tags ist dieser Anblick dem Aug' eine rechte Weide. Erst jetzo hat man einiges Maß für die Höhe der Berge. Erst in einer ziemlichen Höhe vom Tal auf streichen die Nebel an den Berg hin, Wolken steigen von da auf, und alsdann sieht man noch über ihnen die Gipfel der Berge in der Verklärung schimmern". Meteorologisch gesehen ist das meiste davon Unsinn, den in dieser Höhe gibt es keinen Nebel, sondern nur Wolken, aber was Goethe erfährt, ist dann, als er im Wallis angekommen ist, der "erhaben liebliche Charakter" der Landschaft, und als er tiefer ins Wallis hineinkommt, schreibt er: "Der Weg an sich war meistens schlecht und steinig, doch zeigte uns jeder Schritt eine Landschaft, die eines Gemäldes wert gewesen wäre". Und: "Besonders führte er uns auf ein Schloss hinauf, wo herunter sich eine der schönsten Aussichten zeigte, die ich auf dem ganzen Wege gesehen habe. Die nächsten Berge schossen auf beiden Seiten mit ihren Lagen in die Erde ein, und verjüngten durch ihre Gestalt die Gegend gleichsam perspektivisch. Die ganze Breite des Wallis von Berg zu Berg lag bequem anzusehen unter uns; die Rhône kam, mit ihren mannigfaltigen Krümmen und Buschwerken, bei Dörfern, Wiesen und angebauten Hügeln vorbeigeflossen; in der Entfernung sah man die Burg von Sion und die verschiedenen Hügel, die sich dahinter zu erheben anfangen; die letzte Gegend ward wie mit einem Amphitheaterbogen durch eine Reihe von Schneegebirgen geschlossen, die wie das übrige Ganze von der hohen Mittagssonne erleuchtet standen". Es kommen Tage voller überwältigender Eindrücke. Goethe notiert: "Es ist nicht zu beschreiben, wie mannigfaltig auch hier [in Leukerbad] das Wallis wieder wird; mit jedem Augenblick biegt und verändert sich die Land-

schaft. Es scheint alles sehr nah beisammen zu liegen, und man ist doch durch große Schluchten und Berge getrennt". Die Beschreibungen seines Weges hinauf nach Leukerbad lesen sich wie Gemäldedarstellungen: "Wir sahen, als wir um eine Ecke herumkamen und bei einem Heiligenstock ausruhten, unter uns am Ende einer schönen grünen Matte, die an einem ungeheuren Felsschlund herging, das Dorf Inden mit einer weißen Kirche ganz am Hange des Felsens in der Mitte von der Landschaft liegen. Über der Schlucht drüben gingen wieder Matten und Tannenwälder aufwärts, gleich hinter dem Dorfe stieg eine große Kluft von Felsen in die Höhe, die Berge von der linken Seite schlossen sich bis zu uns an, die von der rechten setzten auch ihre Rücken weiter fort, so dass das Dörfchen mit seiner weißen Kirche gleichsam wie im Brennpunkt von soviel zusammenlaufenden Felsen und Klüften dastand". Es gibt eine Zeichnung Goethes, die man lange Zeit auf Mürren bezogen hat, die aber das hier Gesehene, die Kirche im Schnittpunkt von aufeinander zulaufenden Felslinien, exakt festhält. "Über alle Beschreibung schön", so erscheint ihm der Himmel über dieser Landschaft, und: "Es ist eine unaussprechliche Einsamkeit hier oben".

Die Überquerung der Furka bis zum Gotthard ist im Spätherbst eigentlich ein selbstmörderisches Unterfangen. Schnee schon in Leukerbad, das Gebirge völlig weiß - Goethe und seine Begleiter wagen es trotzdem. "Das Tal wird immer enger", schreibt er, "man wird genötigt an den Bergen seitwärts hinaufzusteigen, und hat nunmehr die Rhône in einer schroffen Schlucht immer rechts unter sich. In der Höhe aber breitet sich das Land wieder recht schön aus, auf mannigfaltig gebogenen Hügeln sind schöne nahrhafte Matten, liegen hübsche Örter, die mit ihren dunkelbraunen hölzernen Häusern gar wunderbarlich unter dem Schnee hervorgucken". Goethe vertraut auf "Mut und Zutrauen", auf "Klugheit" und vor allem auf das "Glück". Letzteres hat er zweifellos. Sein Reisebericht lässt an Dramatik nichts zu wünschen übrig: der Weg ist im Schnee kaum noch zu erkennen, die Leute im Wirtshaus, wo sie einkehren, wundern sich, "solche Gestalten in dieser Jahreszeit erscheinen zu sehen". Noch sind sie unterhalb der Baumgrenze, kommen dann am Rhône-Gletscher vorbei - oberhalb der Wälder "alles [...] öde und wüste. Keine schroffen

und überstehenden Felsen, nur lang gedehnte Täler, sacht geschwungene Berge, die nun gar im alles vergleichenden Schnee die einfachen ununterbrochenen Flächen uns entgegen wiesen. Wir stiegen nunmehr links den Berg hinan und sanken in tiefen Schnee. Einer von unsern Führern musste voran und brach, indem er herzhaft durchschritt, die Bahn, der wir folgten. Es war ein seltsamer Anblick, wenn man einen Moment seine Aufmerksamkeit von dem Wege ab und auf sich selbst und die Gesellschaft wendete: in der ödesten Gegend der Welt, und in einer ungeheuren einförmigen schneebedeckten Gebirgswüste, wo man rückwärts und vorwärts auf drei Stunden keine lebendige Seele weiß, wo man auf beiden Seiten die weiten Tiefen verschlungener Gebirge hat, eine Reihe Menschen zu sehen, deren einer in des andern tiefe Fußstapfen tritt, und wo in der ganzen glatt überzogenen Weite nichts in die Augen fällt, als die Furche die man gezogen hat. Die Tiefen, aus denen man herkommt, liegen grau und endlos im Nebel hinter einem. Die Wolken wechseln über die blasse Sonne, breitflockiger Schnee stiebt in der Tiefe und zieht über alles einen ewig beweglichen Flor". Viereinhalb Stunden sind es noch bis zum Sattel der Furka, Lawinen drohen, aber nach der Furka ist der Schnee noch tiefer, die Wanderer versinken bis zum Gürtel darin. Das war kein Spaziergang, und als sie schließlich in Realp sind, hören sie dann Geschichten von verunglückten Wanderungen, von Sterbenden im Schnee, von wahnsinnig Gewordenen. Bei großer Kälte geht die Reise bis zum Gotthard weiter. Das ist ein Weg in Himmelsnähe, aber es mochte den Wanderern wie eine Reise durch eine weiße Vorhölle vorgekommen sein. Doch sie sind noch einmal davongekommen, und es ist ihnen gar nicht einmal so arg ergangen wie jenem Pater, der gleichzeitig aus Airolo auf den Gotthard heraufgestiegen war, "so erfroren, dass er bei seiner Ankunft kein Wort hervorbringen konnte". Und: "es währte eine ganze Weile, bis er sich besinnen konnte".

Goethe hat kaum eine andere Landschaft so bewundert wie das Wallis, jedenfalls auf dieser Reise, und was ihn besonders beschäftigte, war die Meteorologie im Hochgebirge, waren, was auch Rousseau interessiert hatte, waren die "Lufterscheinungen", die den Wanderer einhüllen und ihm die Ungeheuerlichkeit der Gebirgswelt symbolisieren. Die Hochgebirgswelt ist für ihn

eine geradezu mythische Welt, und die Wolken sind ihre Bewohner. Das alles hat unzweifelhaft Spuren in Goethes Werk hinterlassen. In einer Regieanweisung zum zweiten Teil des *Faust* heißt es: "Eine Wolke zieht herein, senkt sich auf eine vorstehende Platte herab. Sie teilt sich, Faust tritt hervor". Das ist nicht die einzige Reminiszenz im zweiten Teil des *Faust*. Als er noch in Brig ist und die dicken Schneewolken im Wallis-Tal sieht, fürchtet er, über Nacht könnte alles eingeschneit sein, Hoffnung und Zweifel wechseln bei ihm. Wir lesen in seinem Reisebericht: "So flüsterte die Sorge, die sich meistens des einen Ohres bemeistert. Auf der andern Seite sprach der gute Mut mit weit zuverlässigerer Stimme, verwies mir meinen Unglauben, hielt mir das Vergangene vor und machte mich auch auf die gegenwärtigen Lufterscheinungen aufmerksam". Die Sorge wird uns später noch einmal begegnen, nämlich ebenfalls im *Faust* - ist es die gleiche, die ihm im Wallis erschienen war? Goethe hat damals, in Brig, nicht auf die Sorge gehört, doch der alternde Faust kann nicht an ihr vorbei. Spuren auch noch anderswo: *Wilhelm Meisters Wanderjahre* beginnt mit einer Szene im Hochgebirge. Das muss nicht, aber das kann durchaus eine Wallis-Erinnerung sein. Goethe selbst hat das obere Wallis-Tal und den Weg zum Gotthard als Weg durch eine quasi metaphysische Landschaft erlebt, und bei aller Genauigkeit, mit der er Naturerscheinungen festhält, Wolkenformationen beschreibt, Gesteinsbildungen, Lichterscheinungen oder die Entrücktheit des Hochgebirges, ist diese Landschaft doch zugleich eine Art von Offenbarung. Auch hier die Spuren Rousseaus: bestimmte Seelenzustände setzen bestimmte äußere Bedingungen voraus. Sechs Jahre später war er in Thüringen und schrieb einmal: "Hier bin ich auf und unter den Bergen, suche das Göttliche in herbis und lapidibus". Im oberen Wallis erlebt er ähnliches. "Der Himmel war ganz klar ohne irgend eine Wolke, das Blau viel tiefer, als man es in dem platten Lande gewohnt ist", schrieb er mit einem Blick über das Ursern-Tal. Was Goethe hier erfährt, ist "Himmelsnähe" auch in einem übertragenen Sinne - so wird Conrad Ferdinand Meyer das später in einem seiner schönsten Gedichte beschreiben.

*

Das Wallis ist vor allem von Nicht-Wallisern entdeckt worden, was freilich nicht besagt, dass es nicht auch wallisische Dichter gegeben habe. Von ihnen soll später noch wenigstens andeutungsweise die Rede sein. Aber die Reihe derer, die nach Goethe von außen kamen, ist prominenter. Von ihnen allen hat Rilke sicherlich am intensivsten das Wallis erlebt.

Rilke war ein Nomade. Prag, München, Berlin, Worpsswede, Paris, Capri, Duino, Venedig, Leipzig, Weimar, München, Dresden, Wien, das ist ein scheinbar zielloses Herumwandern durch ganz Europa, Rilke immer in der Fremde und doch erstaunlich schnell überall zu Hause, vor allem dann, wenn das Ambiente gräflicher oder fürstlicher Natur war. Natürlich waren auch die Zeitereignisse, war der Erste Weltkrieg Ursache für sein Herumvagabundieren, aber bei allem Beziehungsreichtum war Rilke in gewissem Sinne bindungsunfähig, und die Nicht-Sesshaftigkeit ist nur die räumliche Variante dieser Ungebundenheit. Er war nicht der Einzige - sein Widerpart Stefan George hielt es ähnlich. Doch man kann diese ewige Herumreise auch anders sehen, nämlich als unendliche Suche nach einem Ort, an dem sich arbeiten lasse. Arbeiten: das hieß nicht, einen stationären Schreibtisch herumzupilotieren, sondern war immer verbunden mit einer Einstimmung auf und in den Raum, in dem er schrieb, und es waren nicht nur Zimmer oder Häuser, es waren Landschaften, die sich ihm öffneten oder besser: denen er sich öffnete. In der Schweiz ist Rilke immer wieder gewesen, zunächst in Soglio, einem kleinen Dorf in den Bergen, über den Majola-Pass zu erreichen, ein Bergort mit fast schon südlicher Vegetation. Doch er verließ Soglio, den Winter fürchtend, wollte eigentlich auf Goethes Spuren über die Furka fahren, "den Weg von Goethes zweiter schweizer Reise zu verfolgen, allerdings in umgekehrter Richtung". Aber auf dem Majola wurde ihm das zum Verhängnis, was Goethe scheinbar schwerelos überwunden hatte, nämlich der einbrechende Winter, Schneetreiben. So fuhr er nach Chur, eine Vortragsreise beginnend, wie sie ihn durch viele Schweizer Orte geführt hatte und später noch führen sollte. Dann verließ er die Schweiz wieder, ging nach Venedig, war in Genf, Bern, Paris, und vom November

1920 an wohnte er auf Schloss Berg am Irchel, und das war fast so etwas wie ein Ort der Heilung nach den inneren Zerstörungen durch die Kriegsjahre. Aber es hielt ihn am Ende auch dort nicht. Wir wissen nicht genau, was ihn von Berg wegtrieb - seelische Dissonanzen dürften es gewesen sein, so wie sich Versuche einer Neuorientierung bei ihm immer auch topographisch bemerkbar machten. Noch einmal war alles offen: Kärnten, Rom, Norditalien, Böhmen boten sich an, aber im Juli 1921 fuhr er vom Genfer See aus ins Wallis, nach Sierre, und das Wallis sollte seine letzte Heimat werden, seine endgültige auch in dem Sinne, dass sein Dämon hier zur Ruhe kam, und Rilke selbst wusste nur zu schnell: hier war er endgültig zu Hause. Das heißt: hier konnte er, wenn überhaupt irgendwo, wieder darauf hoffen, dass er schreiben könne. Der Zickzackkurs seines Lebens, dieses Herumirrlichern zwischen den großen europäischen Hauptstädten und einsamen ländlichen Domizilen ist zu Ende, als er 1920 ins Wallis kommt. Die erste Beschreibung der Landschaft ist eine Liebeserklärung: "Meine Vorstellung von der Schweiz hat sich um ein Bedeutendes vergrößert seit ich diese Landschaft kenne: die Geräumigkeit dieses Tales, das ganze Ebenen in sich aufnimmt, die Zurückhaltung seiner Berghänge, die bei aller Stärke und Steilheit nichts eigentlich Abgeschiedenes haben, die schöne malerische Abstufung der Hügel davor und wie sie mit einer Anmut ohnegleichen ihre Ansiedelungen hinaufheben zu den alten Burgtürmen der Schlösser - , das alles ist von einer Organisation, die nirgends den großen Maßstab verleugnet - , schön wie ein reines Talent und fortwährend an allen Stellen wunderbar ausgeübt. Das war in der Gegend von Saxon, dicht hinter St-Maurice, da begriffen wir zuerst: die Stickerie der Weinberge, die erzählte hell-dunkle Formation des bewohnten Mittelgrunds und dahinter, nicht vordringlicher als Gobelins, ja mehr nur wie Spiegelbilder von Hängen, die Berge. Mädchen in der einheimischen Tracht, schwarz, die lieblich stillen Gesichter unter der flachen Kapote des Dix-huitième, standen am Zug. [...] Liegts am Katholisch-sein: dass sich der Charme des Achtzehnten Jahrhunderts noch so vielfach in diesen Gegenden bewahrt hat? [...] Darüber ein metallisch blauer Himmel, der auch im offenen Burgtor oben auf Tourbillon ausfüllend erschien" (14. Oktober 1920 an Nanny Wunderly-Volkart). Zwei Tage zuvor hatte er an Hans von der Mühl ähn-

lich begeistert geschrieben: "Wie schön ist doch dieses Valais. Die Eindrücke von Sion und Sierre haben meine nun schon so vielfältigen Schweizer Erinnerungen mit einem Schlag um Vieles vollzähliger gemacht: wie immer es geht, sooft ich den Rhône erreiche -: es freundet mich an seinen Ufern wunderbar an, - als ob dieser Strom, mehr als ein anderer, die Kraft hätte, die Länder, die er erfrischt, sich anzueignen: Vaucluse, Avignon, die Ile de Bartelasse und hier diese unheimliche Jonction: alles das ist verschwägert und verwandt durch den Geist dieses Flusses - und nun wie sehr erst hat er in den grossmütigen Tälern des Valais Raum sich auszubreiten und in jeder Wendung er selbst zu sein".

Das war eine erste Besuchsfahrt; nach knapp einem Jahr kehrt er zurück, um ein Domizil zu suchen, findet zunächst nichts, aber wie es der Zufall will, sieht er in Sierre in einem Schaufenster, dicht am Hôtel Château Bellevue, in dem er wohnt, ein Schild mit einem Hinweis, dass ein Schlösschen aus dem 13. Jahrhundert zu verkaufen oder zu vermieten sei. Es ist das Haus seines Lebens, er ist sofort entschlossen, dort zu wohnen, allen Schwierigkeiten zum Trotz. Die beginnen damit, dass das Schlösschen weder fließendes Wasser noch Strom hat, und hören beim Mietzins noch lange nicht auf. Aber Rilke hat endlich das Haus, hat die Landschaft gefunden, die er braucht, um weiterschreiben zu können.

Das Wallis erscheint Rilke als irdisches Paradies, als Tal von Eden, als ein Lebens-Raum im eigentlichsten Sinne, und er kann sich nicht genug tun in Lobpreisungen. Er sitzt in einer Lausanner Konditorei und ist im Geiste doch schon längst da, wo er seine letzten Lebensjahre verbringen wird, im "wunderbaren Valais". "Das Valais", schreibt er, "überwiegt in meinen Wünschen auf jede Weise. Wie, wie redet und wirkt und handelt diese Landschaft zu mir! Jetzt genau wie damals im Oktober. Sie ist herrlich hart und groß, und in der Gegend unseres Schlösschens, wo es nicht nur Wein gibt, sondern auch Wiesen, Getreide, Obstbäume, - mitten im Garten beinahe zärtlich. - Das kleine *manoir* heißt *Château de Muzot* oder *Muzotte* (man spricht das t auch bei der ersten Schreibart), ich kenne schon viel von seiner Geschichte". Das Schlösschen, das er beziehen wird, ist eigentlich nichts weiter als ein mittelalterlicher Turm, aber Rilke entdeckt noch et-

was Zufällig-Wunderbares, das ihn wie ein Zeichen des Himmels dünkt. Es ist die Vorgeschichte, nicht die historische, sondern die gleichsam private. Werner Reinhart, jener Industrielle aus Winterthur, dessen Villa am Römerholz heute noch ein Magnet für Kunstliebhaber ist, der von der Familie Reinhart zusammengebrachten wunderbaren Gemäldesammlung wegen, war 1918 auf der Durchreise in Sierre, sah dort in seinem Hotel eine Ansichtskarte, die einen alten Turm zeigte mit der Aufschrift "Chateau de Muzot, XIII. Jahrhundert". Er kaufte sie damals, bekam einige Tage später den Besuch des mit ihm befreundeten Züricher Malers Ernst Georg Rüegg, der diese Karte sah und das malerische Motiv rühmte - er machte einige Turm-Skizzen, und später schenkte er Reinhart ein kleines Ölbild des Schlösschens in Erinnerung an den gemeinsamen Walliser Aufenthalt. Drei Jahre später erzählte Rilke Reinhart von dem Turm, ohne zu ahnen, dass Reinhart den Turm kannte, und Reinhart war seinerseits überrascht von der Entdeckung Rilkes. Das war die providentia Dei, die Rilke und auch Reinhart in diesem Zufall sahen, und was das dann endgültig bezogene Schlösschen für Rilke bedeutete, das hat er am Vorabend seines Einzugs in Muzot an die Fürstin von Thurn und Taxis-Hohenlohe geschrieben: "ich war unvorsichtig genug, hier herunter zu reisen, nach Sierre und Sion; ich habe Ihnen erzählt, einen wie eigentümlichen Zauber diese Orte auf mich ausübten, da ich sie voriges Jahr um die Zeit der Weinlese zuerst sah. Der Umstand, dass in der hiesigen landschaftlichen Erscheinung Spanien und die Provence so seltsam ineinanderwirken, hat mich schon damals geradezu ergriffen: denn beide Landschaften haben in den letzten Jahren vor dem Kriege stärker und bestimmender zu mir gesprochen als alles übrige; und nun ihre Stimmen vereint zu finden in einem ausgebreiteten Bergtal der Schweiz! Und dieser Anklang, diese Familienähnlichkeit ist keine Imagination. Noch neulich las ich in einem Abriss über die Pflanzenwelt des Wallis, dass gewisse Blumen hier auftreten, die sonst nur in der Provence und in Spanien vorkommen; ein gleiches ist es mit den Schmetterlingen: so trägt der Geist eines großen Stromes (und der Rhône ist mir immer einer der wunderbarsten gewesen) die Begabungen und Verwandtschaften durch die Länder. Sein Tal ist hier so breit und so großartig mit kleinen Anhöhen ausgefüllt im Rahmen der großen Randgebirge, dass

dem Blick ein Spiel der reizvollsten Veränderungen, gewissermaßen ein Schachspiel mit Hügeln, fortwährend bereitet ist. Als würden noch Hügel verschoben und verteilt - so schöpfungshaft wirkt der Rhythmus der mit dem Standpunkt jedesmal erstaunlich neuen Anordnung des Angeschauten - , und die alten Häuser und Burgen bewegen sich in diesen optischen Spielen um so reizvoller, als die meisten wieder den Hang eines Weingeländes, den Wald, die Waldwiese oder das graue Gestein zum Hintergrund haben, ihm eingeeignet wie die Bilder einer Tapiserie; denn der unbeschreiblichste (fast regenlose) Himmel nimmt von weit oben her an diesen Perspektiven teil und beseelt sie mit einer so geistigen Luft, dass das besondere Zueinanderstehen der Dinge, ganz wie in Spanien, zu gewissen Stunden jene Spannung aufzuweisen scheint, die wir zwischen den Sternen eines Sternbildes wahrzunehmen meinen". Rilke kann sich gar nicht genug tun in Lobpreisungen der Landschaft und des Schösschens, und wir meinen mit ihm in das Wallis hinunterzusehen, wenn wir lesen: "Es liegt etwa zwanzig Minuten, ziemlich steil über Sierre, in einer weniger ariden, glücklichen, von vielen Quellen durchstürzten Ländlichkeit, - mit Ausblicken ins Tal, auf die Berghänge und in die wunderbarsten Tiefen des Himmels. Ein kleines ländliches Kirchlein, etwas links überhalb in den Vignen gelegen (auf dem Bilde nicht mehr vorhanden), gehört dazu. Das Bild tut Muzot unrecht, der Baumwuchs im Garten ist viel höher geworden inzwischen; auch sieht man nicht die herrliche alte Pappel, die wenige Schritte weiter vorn, rechts über den Bildrand hinaus, zu denken wäre und die für die Erscheinung des Schösschens, von wo aus man es auch sieht, bezeichnend ist". Dann folgt eine weiträumige Beschreibung des Interieurs, auch schon einiges zur Geschichte des Schösschens, für die Rilke sich sofort interessiert, und er gesteht der Fürstin, dass er Muzot regelrecht verfallen sei: "Wenn man sich vom Tal her nähert, steht es jedesmal wie ein Zauber da, über den jetzt schon verbrannten Rosengängen seines kleinen Gartens, in der Farbe des uralten Hausteins, der graue und violette Töne hat, aber in der Sonne sich golden geröstet und gebräunt hat, auch wieder wie gewisse Mauern in Andalusien". Und Rilke war stolz auf das Briefpapier, das er drucken ließ, mit der Aufschrift *Château de Muzot / sur Sierre / Valais*.

Im ersten Winter schrieb Rilke die *Duineser Elegien* zu Ende und die *Sonette an Orpheus*. Zehn Jahre hatte er an den *Duineser Elegien* gearbeitet, in Duino waren sie begonnen worden; er hat von einem "göttlichen Sturm" gesprochen, der jetzt erst die Weiterarbeit an den *Elegien* möglich gemacht habe. Jener Winter 1921/22, vor allem der Februar 1922, war die vielleicht schöpferischste Zeit in Rilkes Leben, und wir können ziemlich sicher sein, dass dieser Bilder- und Gedankensturm nicht gekommen wäre, wäre er nicht in jenem Schösschen im Wallis zu Hause gewesen, endlich zu Hause. Wie sehr er mit und in dieser Landschaft lebte, zeigt ein Ärgernis, das er nicht verhindern konnte: eines Tages fällten Bauern die große Pappel, die seiner Landschaft eine Vertikale verlieh, die er als Gegengewicht zu den horizontalen Linien brauchte. Rilke hat später, als er die *Quatrains Valaisans*, einen kleinen Gedichtzyklus, schrieb, dieser Pappel noch einmal in einer Strophe gedacht:

*Peuplier à sa place juste,
qui oppose sa verticale
à la lente verdure robuste
qui s'élève et qui s'étale.*

Als die Pappel umgeschlagen war, war mit ihr für ihn die Landschaft "ins Flache eingestürzt".

Die Jahre im Wallis sind von geradezu ungeheurer Produktivität. Denn neben den *Duineser Elegien* und den *Sonetten an Orpheus* entstehen vier andere Gedichtzyklen: *Vergers*, *Les Quatrains Valaisans*, dann *Le Fenêtres* und schließlich *Les Roses*. Überall sind Spuren des Walliser Aufenthaltes, der Heimat im Wallis zu erkennen. Der aufwärtssteigende Baum in der ersten Zeile des I. Sonetts an Orpheus - es könnte, ins Gedicht verwandelt, jene Impression von der steil aufragenden Pappel sein, die Rilke so viel bedeutet hat. Im VIII. Sonett der ersten Abteilung, wo von Weinberg, Traube, dem "fühlenden Süden", und im XIV. Sonett, wo von "Blume, Weinblatt, Frucht" die Rede ist, mögen ebenfalls Wallis-Reminiszenzen zu spüren sein. Dann das Rosengedicht im VI. der zweiten Abteilung, die Blumen auf dem Gartentisch im VII. - Rilke hat in seinen spärlichen Anmerkungen zum Rosen-

sonett hinzugesetzt: "Die antike Rose war eine einfache 'Eglantine', rot und gelb, in den Farben, die in der Flamme vorkommen. Sie blüht hier, im Wallis, in einzelnen Gärten".

Die *Sonette* haben in ihrer Mischung aus höchster Sprachartistik und visionärer Wirklichkeit eine ganze Interpretationsindustrie in Gang gebracht, die uns nicht beschäftigen soll - es geht hier nur um einzelne Spuren, die das Wallis in die Gedichte eingedrückt hat. Deutliche Relikte enthalten die *Sieben Entwürfe aus dem Wallis oder das kleine Weinjahr*, das Rilke "für den Freund und Gast-Freund, als ein kleiner weihnachtlicher Ertrag seines Schloss-Gutes zu Muzot (1923)" geschrieben hat - an Werner Reinhart gerichtet. Da ist die Erde, sind die Steine und die raschen Wasser genannt, und die Rede ist vom Wein, den "überglückten Hängen", dem "reinen Tag". Weinbergterrassen - "wie Manuale", so erscheinen sie Rilke; und: "Sonnenanschlag den ganzen Tag". Zwei französische Gedichte sind darunter, das erste beginnt mit der Strophe:

*Le souvenir de la neige
d'un jour à l'autre s'efface;
la terre blonde e beige
réapparaît à sa place.*

Die Fensterbilder gehen auf einen Einfall des Jahres 1920 zurück, als Rilke in Fribourg auf die Idee kam, Fenstergedichte zu schreiben - Dinggedichte, spät wieder aufgenommen nach den Dinggedichten der Jahrhundertwende, und doch sehr viel mehr, denn durch die Fenster erschließen sich ganze Welten. Für die Fenstergedichte gilt das, was Rilke in einem Brief geschrieben hat - und das gilt auch für die *Quatrains*: "Le visible est pris d'une main sûre, mais il ne pèse point, car à peine posé, il se voit forcé de signifier l'invisible".

"Hiersein ist herrlich", heißt es in der siebenten Elegie der *Duineser Elegien*. Ist es nicht vielleicht auch ein Reflex auf seine Jahre im Wallis? Manche Verse aus dieser Elegie lesen sich wie ein Gedicht auf einen Sommertag, eine Sommernacht im Wallis:

*Nicht nur die Morgen alle des Sommers -, nicht nur
wie sie sich wandeln in Tag und Strahlen vor Anfang.
Nicht nur die Tage, die zart sind um Blumen, und oben,
um die gestalteten Bäume, stark und gewaltig.
Nicht nur die Andacht dieser entfalteten Kräfte,
nicht nur die Wege, nicht nur die Wiesen im Abend,
nicht nur, nach spätem Gewitter, das atmende Klarsein,
nicht nur der nahende Schlaf und ein Ahnen, abends...
sondern die Nächte! Sondern die hohen, des Sommers,
Nächte, sondern die Sterne, die Sterne der Erde.
o einst tot sein und sie wissen unendlich,
alle die Sterne: denn wie, wie, wie sie vergessen!*

Das muss nicht das Wallis sein, aber wer je dort war, weiß, dass es solche Tage, solche Nächte im Sommer gibt. Natürlich ist die siebente Elegie kein Heimatgedicht, der Sommertag ist eine Chiffre, ist so etwas wie ein nach außen gewandter "Weltinnenraum". Die Elegie entstand am 7. Februar 1922 in Muzot, und vielleicht ist hier sogar der Hauch einer Todesahnung, wie sie sich gelegentlich in den *Elegien* und in den *Sonetten an Orpheus* findet. Rilke sollte noch knappe fünf Jahre Zeit haben.

Zwei Jahre später entstanden *Les Quatrains Valaisans*. Auch hier Landschaftsreminiszenzen, Rosen, das "Ô bonheur de l'été". Das 21. Gedicht dieser *Quatrains Valaisans*, im August 1924 niedergeschrieben, ist ein für das Wallis sehr bezeichnendes Gedicht, hat es doch mit dem Wind des Rhône-Tals zu tun:

*Après une journée de vent,
dans une paix infinie,
le soir se réconcilie
comme un docile amant.*

Der Wind, der Himmel, ein schöner Schmetterling, die Wege, die "clarté" des Himmels und der Landschaft, "Les tours, les chaumières, les murs", die Weinstöcke: ein südliches Gelände, auf seine Weise eine mythische Landschaft wie das Hochgebirge in Goethes Reisebericht. Die Rosengedichte sind zumeist im Sep-

tember 1924 entstanden, und sie bezeugen die Geschmeidigkeit des Französischen, das Rilke schreibt. Und immer wieder der Sommer:

*Été: être pour quelques jours
le contemporain des roses;
respirer ce qui flotte autour
de leurs âmes écloses .*

Für Rilke hat die Rose eine nachgerade religiöse Bedeutung, sie ist Lebenssymbol, ein mystisches Zeichen; die Rosengedichte bezeugen das Irdisch-Überirdische, das diese Blume für Rilke hatte. Die Rosengedichte wurden erst nach Rilkes Tod mit einem Vorwort von Paul Valéry, der Rilke in Muzot besucht hatte, herausgegeben; Valéry hat das Vorwort als imaginären Brief an Rilke, den großen Briefschreiber, geschrieben. Im Garten des Schlösschens gab es viele Rosen, Rilke kümmerte sich wie ein Gärtner um sie. Rosen waren sein Trost, wenn er mit der Welt und mehr noch mit sich zerfallen war, sie waren dann "consolatrices", seine Freundinnen.

Die Legende besagt, dass Rilke an einer Blutvergiftung gestorben sei, die er sich durch Dornen beim Rosenschneiden zugezogen habe. Das stimmt und stimmt auch wieder nicht: sein Immunsystem wurde mit der Infektion durch die Dornen nicht mehr fertig, weil bei ihm eine akute Leukämie ausgebrochen war, und diese erwies sich als nicht beherrschbar. Rilke wusste sehr bald, dass er sterben musste. Schon im Oktober 1925 hatte er eine Art Testament gemacht, in dem er wünschte, "weder in Sierre noch etwa in Miège beigesetzt zu sein" - Miège war der Friedhof in der Nähe seines Turmes, und er mochte dort nicht hin, um nicht einer vor Jahrhunderten schon gestorbenen Schlossbesitzerin, der Isabelle de Chevron, die dort ruhelos nächtlich umherwandere, zu begegnen und um sie nicht, wie er schrieb, "neu aufzuregen". Und er setzte hinzu: "ich zöge es vor, auf dem hochgelegenen Kirchhof neben der alten Kirche zu Rarogne zur Erde gebracht zu sein. Seine Einfriedung gehört zu den ersten Plätzen, von denen aus ich Wind und Licht dieser Landschaft empfangen habe, zusammen mit allen den Versprechungen, die sie mir, mit und in Muzot,

später sollte verwirklichen helfen". Und testamentarisch hat er auch festgelegt, was auf dem Grabstein (ein alter Stein sollte es sein) zu stehen habe:

*Rose, oh reiner Widerspruch, Lust
Niemandes Schlaf zu sein unter soviel
Lidern.*

Es ist viel gerätselt worden, was dieser Spruch zu bedeuten habe: ist es ein Sprachspiel, ein Aperçu? Ist es ein bewusst dunkles Gedicht, bewusst vieldeutig, ist es ein letzter Hymnus auf seine Lieblingsblume? Enthält der Grabspruch Rilkes Metaphysik, ist hier ein Anklang an den Zen-Buddhismus beabsichtigt gewesen, sind in dem Grabspruch zentrale Begriffe aus Rilkes Gesamtwerk noch einmal versammelt? Rilke war kein Mystiker, aber sein Grabspruch widersetzt sich jeder einsinnigen Deutung. Er ist nicht pessimistisch. Als er schon todkrank war, hat er das gesagt, was Kurt Bösch wohl auch hätte sagen können: "Das Leben ist eine Herrlichkeit!".

*

Vieles ist hier nicht erwähnt worden, was hätte erwähnt werden müssen, wenn von den Dichtern und vom Wallis die Rede ist. Es gibt eine umfangreiche Dokumentation über das Theater im deutschen Wallis, und sie reicht von mittelalterlichen liturgischen Spielen über die geistlichen Spiele der Barockzeit, das Jesuitentheater bis hin zum Dorftheater, auf dem Stücke Schweizer Autoren, aber natürlich auch Dramen von Schiller, Kotzebue, Körner gespielt wurden. Es gibt eine große Anzahl geschichtlicher Walliser Dramen, es gibt Helden- und Mysterienspielen in Raron und ein Prozessionsspiel, Freilichttheateraufführungen, etwa des *Jedermann* von Hofmannsthal, vor der neuen Felsenkirche in Raron. Das Wallis ist alles andere als eine arme Landschaft gewesen, jedenfalls, was die Kultur- und Theatergeschichte angeht. Zu erwähnen ist noch, dass Carl Zuckmayer seit 1958 dauernd in Saas Fee lebte und 1966 Schweizer Bürger wurde; einige Dramen und seine Autobiographie *Als wär's ein Stück von mir* hat er im Wallis niedergeschrieben, begraben ist er auf dem Berg-

friedhof in Saas Fee. Auch Edzard Scharper lebte seit 1952 im Wallis, in Brig, in Reckingen und in Münster. Er war schließlich Bürger von Brig, starb dort 1984. Nicht erwähnt worden sind die Dichter, die aus dem Wallis stammen. Es gibt eine autochthone Literatur im Wallis. Namen wie Georges Borgeaud mit seinem 1952 mit dem Prix des critiques ausgezeichneten Roman *Le Préau* dürfte in Deutschland allerdings ziemlich unbekannt sein, ebenso wie die als Fortsetzer von Charles Ferdinand Ramuz geltenden Maurice Zermatten, Germain Clavien. Es sind Auslands-Walliser. Ein dichtender Weinbauer, ein Weinbauer als Dichter ist Maurice Chappaz. So wären noch andere Namen zu nennen, und es ist durchaus nicht nur Bauernliteratur, was da entstanden ist. Darüber zu berichten würde unseren Rahmen entschieden sprengen. Belassen wir es bei einem mehr beiläufigen Wort Rilkes. An Nanny Wunderly-Volkart, die Kusine seines Mäzens Werner Reinhart, schrieb er 1921, als er wieder und nun für immer ins Wallis kam: "Das Ganze und die Landschaft, wohin man sah, war von unbeschreiblicher Beziehung und Schönheit. Wie herrlich ist dieses Valais".

Viele Augsburgsburger Dozenten und Studenten werden Kurt Bösch für immer dankbar sein, dass sie dieses Wallis in den Häusern der Kurt Bösch-Stiftung erleben durften.

Augsburger Universitätsreden

Gesamtverzeichnis

- 1 •** Helmuth Kittel: 50 Jahre Religionspädagogik – Erlebnisse und Erfahrungen. Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Philosophische Fakultät I am 22. Juni 1983, Augsburg 1983
- 2 •** Helmut Zeddies: Luther, Staat und Kirche. Das Lutherjahr 1983 in der DDR, Augsburg 1984
- 3 •** Hochschulpolitik und Wissenschaftskonzeption bei der Gründung der Universität Augsburg. Ansprachen anlässlich der Feier des 65. Geburtstages des Augsburger Gründungspräsidenten Prof. Dr. Louis Peridon am 25. Januar 1984, Augsburg 1984
- 4 •** Bruno Bushart: Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Philosophische Fakultät II am 7. Dezember 1983, Augsburg 1985
- 5 •** Ruggero J. Aldisert: Grenzlinien: Die Schranken zulässiger richterlicher Rechtsschöpfung in Amerika. Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Juristische Fakultät am 7. November 1984, Augsburg 1985
- 6 •** Kanada-Studien in Augsburg. Vorträge und Ansprachen anlässlich der Eröffnung des Instituts für Kanada-Studien am 4. Dezember 1985, Augsburg 1986
- 7 •** Theodor Eschenburg: Anfänge der Politikwissenschaft und des Schulfaches Politik in Deutschland seit 1945. Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Philosophische Fakultät I am 16. Juli 1985, Augsburg 1986

- 8 •** Lothar Collatz: Geometrische Ornamente. Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Naturwissenschaftliche Fakultät am 12. November 1985, Augsburg 1986
- 9 •** in memoriam Jürgen Schäfer. Ansprachen anlässlich der Trauerfeier für Prof. Dr. Jürgen Schäfer am 4. Juni 1986, Augsburg 1986
- 10 •** Franz Klein: Unstetes Steuerrecht – Unternehmerdisposition im Spannungsfeld von Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtsprechung. Vortrag und Ansprachen anlässlich des Besuchs des Präsidenten des Bundesfinanzhofs am 9. Dezember 1985, Augsburg 1987
- 11 •** Paul Raabe: Die Bibliothek und die alten Bücher. Über das Erhalten, Erschließen und Erforschen historischer Bestände, Augsburg 1988
- 12 •** Hans Maier: Vertrauen als politische Kategorie. Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Philosophische Fakultät I am 7. Juni 1988, Augsburg 1988
- 13 •** Walther L. Bernecker: Schmuggel. Illegale Handelspraktiken im Mexiko des 19. Jahrhunderts. Festvortrag anlässlich der zweiten Verleihung des Augsburger Universitätspreises für Spanien- und Lateinamerikastudien am 17. Mai 1988, Augsburg 1988
- 14 •** Karl Böck: Die Änderung des Bayerischen Konkordats von 1968. Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Katholisch-Theologische Fakultät am 17. Februar 1989, Augsburg 1989
- 15 •** Hans Vilmar Geppert: „Perfect Perfect“. Das kodierte Kind in Werbung und Kurzgeschichte. Vortrag anlässlich des Augsburger Mansfield-Symposiums im Juni 1988 zum 100. Geburtstag von Katherine Mansfield, Augsburg 1989
- 16 •** Jean-Marie Cardinal Lustiger: Die Neuheit Christi und die Postmoderne. Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Katholisch-Theologische Fakultät am 17. November 1989, Augsburg 1990

17 • Klaus Mainzer: Aufgaben und Ziele der Wissenschaftsphilosophie. Vortrag anlässlich der Eröffnung des Instituts für Philosophie am 20. November 1989, Augsburg 1990

18 • Georges-Henri Soutou: Deutsche Einheit – Europäische Einigung. Französische Perspektiven. Festvortrag anlässlich der 20-Jahr-Feier der Universität am 20. Juli 1990, Augsburg 1990

19 • Josef Becker: Deutsche Wege zur nationalen Einheit. Historisch-politische Überlegungen zum 3. Oktober 1990, Augsburg 1990

20 • Louis Carlen: Kaspar Jodok von Stockalper. Großunternehmer im 17. Jahrhundert, Augsburg 1991

21 • Mircea Dinescu – Lyrik, Revolution und das neue Europa. Ansprachen und Texte anlässlich der Verleihung der Akademischen Ehrenbürgerwürde der Universität Augsburg, hg. v. Ioan Constantinescu und Henning Krauß, Augsburg 1991

22 • M. Immolata Wetter: Maria Ward – Missverständnisse und Klärung. Vortrag anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Katholisch-Theologische Fakultät am 19. Februar 1993, Augsburg 1993

23 • Wirtschaft in Wissenschaft und Literatur. Drei Perspektiven aus historischer und literaturwissenschaftlicher Sicht von Johannes Burkhardt, Helmut Koopmann und Henning Krauß, Augsburg 1993

24 • Walther Busse von Colbe: Managementkontrolle durch Rechnungslegungspflichten. Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät am 12. Januar 1994, Augsburg 1994

25 • John G. H. Halstead: Kanadas Rolle in einer sich wandelnden Welt. Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Philosoph. Fakultät I am 22. Februar 1994, Augsburg 1994

26 • Christian Virchow: Medizinhistorisches um den „Zauberberg“. „Das gläserne Angebinde“ und ein pneumologisches Nachspiel. Gastvortrag an der Universität Augsburg am 22. Juni 1992, Augsburg 1995

27 • Jürgen Mittelstraß, Tilman Steiner: Wissenschaft verstehen. Ein Dialog in der Reihe „Forum Wissenschaft“ am 8. Februar 1996 an der Universität Augsburg, Augsburg 1996

28 • Jochen Brüning: Wissenschaft und Öffentlichkeit. Festvortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrensensorenwürde der Universität Augsburg an Ministerialdirigenten a. D. Dietrich Bächler im Rahmen der Eröffnung der Tage der Forschung am 20. November 1995, Augsburg 1996

29 • Harald Weinrich: Ehrensache Höflichkeit. Vortrag anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde der Philosophischen Fakultät II der Universität Augsburg am 11. Mai 1995, Augsburg 1996

30 • Leben und Werk von Friedrich G. Friedmann: Drei Vorträge von Prof. Dr. Manfred Hinz, Herbert Ammon und Dr. Adam Zak SJ im Rahmen eines Symposiums der Jüdischen Kulturwochen 1995 am 16. November 1995 an der Universität Augsburg, Augsburg 1997

31 • Erhard Blum: Der Lehrer im Judentum. Vortrag und Ansprachen zum 70. Geburtstag von Prof. Dr. Johannes Hampel bei einer Feierstunde am 12. Dezember 1995, Augsburg 1997

32 • Haruo Nishihara: Die Idee des Lebens im japanischen Strafrechtsdenken. Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Juristische Fakultät der Universität Augsburg am 2. Juli 1996, Augsburg 1997

33 • Informatik an der Universität Augsburg. Vorträge und Ansprachen anlässlich der Eröffnung des Instituts für Informatik am 26. November 1996, Augsburg 1998

34 • Hans Albrecht Hartmann: „... und ich lache mit – und sterbe“. Eine lyrische Hommage à Harry Heine (1797–1856). Festvortrag am Tag der Universität 1997, Augsburg 1998

35 • Wilfried Bottke: Hochschulreform mit gutem Grund? Ein Diskussionsbeitrag, Augsburg 1998

36 • Nationale Grenzen können niemals Grenzen der Gerechtigkeit sein. Ansprachen und Reden anlässlich der erstmaligen Verleihung des Augsburger Wissenschaftspreises für Interkulturelle Studien, Augsburg, 1998

37 • Hans Albrecht Hartmann: Wirtschaft und Werte - eine menscheitsgeschichtliche Mésaillance. Festvortrag und Ansprachen anlässlich der Feier zum 65. Geburtstag von Prof. Dr. Reinhard Blum am 3. November 1998, Augsburg 1998

38 • Informations- und Kommunikationstechnik (IuK) als fachübergreifende Aufgabe. Ansprachen und Vorträge anlässlich der Eröffnung des Instituts für Interdisziplinäre Informatik am 27. November 1998, Augsburg 1999

39 • Jongleurinnen und Seiltänzerinnen. Ansprachen und Materialien zur Verleihung des Augsburger Wissenschaftspreises für Interkulturelle Studien 1999 an Dr. Encarnación Rodríguez, Augsburg 2000

40 • Wilfried Bottke: Was und wozu ist das Amt eines Rektors der Universität Augsburg? Rede aus Anlass der Amtsübernahme am 3. November 1999, Augsburg 2000

41 • Wirtschaftswissenschaft in gesellschaftlicher Verantwortung. Ansprachen und Vorträge anlässlich eines Symposiums zum 70. Geburtstag von Prof. em. Dr. Heinz Lampert am 11. Juli 2000, Augsburg 2001

42 • Religiosität und Modernität. Ansprachen und Materialien zur Verleihung des Augsburger Wissenschaftspreises für Interkulturelle Studien 2000 an Dr. Yasemin Karakaşoğlu-Aydın am 10. Mai 2000 im Goldenen Saal des Augsburger Rathauses, Augsburg 2001

43 • Helmut Koopmann: Die Dichter und das Wallis. Vortrag und Ansprachen anlässlich einer Gedenkfeier für Ehrensator Kurt Bösch (9. Juli 1907 - 15. Juli 2000) am 10. Januar 2001, Augsburg 2001

ISSN 0939-7604